

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 10

Artikel: Die Solo-Geige
Autor: Thurow, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

selbst in ihrem Innern immer noch einen Widerstand empfunden hatte, schien ihren Angehörigen annehmbar und wünschenswert. Sie merkte nun ihrerseits nicht, wie tapfer sich jene stellten und daß sie nur aus Opfermut so redeten.

Es ließ sich aus dem Gut nach Abrechnung der Hypotheken jedenfalls so viel lösen, daß man die Mutter nach ihrem Wunsch in ein Witwenstift der Stadt einkaufen konnte, wo sie zudem Jugendfreundinnen hatte, die gleich ihr einsame Frauen geworden waren. Die Kusine würden andere Verwandte in der Stadt aufnehmen, welche sich schon hin und wieder dazu erbieten hatten und welches Angebot man nur deswegen nicht angenommen hatte, weil das Landleben für das arme Mädchen günstiger war. Der Bruder endlich wollte mit seinem Anteil in Lugano einen Buchladen auf-tun; welche Luft- und Klimaveränderung ihm, wie er sagte, schon lange nötig gewesen wäre.

So schien denn alles aufs Schönste geordnet, so schön und gut, daß es Cécile ins Herz schnitt und ihr bisheriges Leben ihr von neuem wertlos erschien. Das, warum sie sie sich so sehr bemüht, den Ihren eine Heimat zu geben, das fanden sie also offenbar an einem andern Ort auch!

Weitbrecht mochte ahnen, was sie nach all dem Gesprochenen und Geordneten bewegte und er begann ihr väterlich und trostreich zuzusprechen. Er sagte, daß es ja das Natürliche sei, daß die Frau mit dem Manne gehe, daß sie ja bis dahin ihre Pflicht an den Angehörigen getan habe und daß eben nirgends auf der Welt ein Mädchen seinen Familienanhang mit in die Ehe hinüber nehmen könne. Er meinte es durchaus gut und sie fand alles vernünftig, was er sagte. Aber das vom Nichtmitnehmenkönnen, das tat eben doch weh. Sie überschätzte ihre bisher geleistete Arbeit gewiß nicht. Sie wußte auch, daß der Ort, wo Mutter und Kusine hinkamen, gut und wohlgeordnet war und daß der Bruder vermöge seiner Intelligenz sein Geschäft gewiß in die Höhe bringen würde. Aber alle drei hatten bis dahin so ihren Liebhabereien leben können. Die Mutter hatte um neun Uhr ihren geliebten und unentbehrlichen Kaffee bekommen. Für die Kusine hatte man eine Ziege gehalten, deren Milch sie morgens und abends trank. Und der Bruder hatte eine besondere Art, wie er sein Bett gemacht haben wollte, so daß er unten die Füße ins Leintuch wickeln konnte. Ach, das waren nur Kleinigkeiten, Gewohnheiten, die man sich halt in Gottes Namen wieder abgewöhnen mußte. Aber wenn sie's nicht konnten! Wenn sie sich, herausgerissen aus der alten Umgebung, unglücklich fühlten und sich mit ihren empfindlichen und einsamen Herzen nicht zurecht finden konnten! Vielleicht waren es unnütze Aengste und gröber geartete Menschen empfanden sie gewiß nicht. Ihr aber erpreßten sie Tränen, und um sie zu verbergen, beugte sie sich nieder zu dem Hund, streichelte ihn und sagte: „Aber dich kann ich wenigstens mitnehmen!“

Der Mann stutzte, überlegte sich's einen Augenblick und sagte dann: „Cécile, Sie müssen mir verzeihen, aber es ginge nicht an, in unserer schönen Wohnung einen Hund zu halten. Außerdem — ich muß Ihnen das einmal gestehen — bin ich kein Liebhaber von Hunden, begreife auch eine solche Liebhaberei nicht und dieses eine Zugeständnis müssen Sie mir schon machen. Ich denke mir ja, daß Sie an Dolce hängen. Aber glauben Sie mir, man verwindet rasch.“

Er wollte noch mehr sagen. Aber Cécile unterbrach ihn und fragte leise: „Was soll denn mit Dolce geschehen? Solch ein altes Tier will niemand mehr haben.“

„Das habe ich mir auch gedacht“, entgegnete Weitbrecht, und schonend fuhr er weiter: „Ich denke, daß es wohl das Beste wäre, ihn erschießen zu lassen. So bliebe er vor einem vielleicht schlimmen Alter bewahrt und Sie müßten sich nicht mehr um ihn sorgen. Das ist in solchen Fällen immer die beste Lösung.“

Cécile wußte wiederum, daß alles richtig war, was er sagte. Und doch! Und doch! Sie hatte gewiß sonst keine schlimmen Gedanken und traute Weitbrecht nichts Bö-

ses zu. Aber die Vorstellung stieg unbezwingbar in ihr auf, daß es nach seiner Ansicht wohl das Beste wäre, Mutter, Bruder und Verwandte auch erschießen zu lassen. Ach, welcher Absurdität beschuldigte sie ihn innerlich, den Mann, dessen Frau zu werden sie im Begriffe war! Aber sie konnte nichts dafür. Die schrecklichen Gedanken kamen ihr einfach und sie vermochte nichts dagegen zu tun.

Aber sie war drauf und dran, ein schönes Familienband zu zerreißen und ein neues zu knüpfen, das ihr jetzt schon brüchig zu sein schien. Worauf kam es denn an im Leben? Daß man Mann und Kinder besaß? Gewiß! Aber noch viel mehr darauf, daß man seinen Pflichtenkreis hatte, in den man mit schmerzlich-süßen Gefühlen eingeschlossen war, eine Art Atlas, der eine kleine Welt trug!

Sie erhob sich und bat, Weitbrecht möchte sie für eine Weile entschuldigen. Er glaubte, es sei wegen Dolce, deren Verlust ihr nahe ginge, und ließ sie gewähren. Sie schritt durch die Felder, dem nahen Walde zu, und das treue Tier folgte ihr mit gesenktem Kopf.

Aber bald kehrte sie von der Rückseite her wieder in das Haus zurück. Die Mutter hatte eben den Kaffee bereitet und die Kusine legte in Anbetracht der Wichtigkeit des heutigen Tages das beste Leinen auf den Tisch. Der Bruder kauerte in einer Ecke und las.

Cécile ging gerade auf ihr Ziel los. „Hört einmal“, sagte sie, ihrem Entschluß eine beglückende Wendung gebend, „ich habe euch und alles hier viel zu lieb, als daß ich weggehen könnte. Das Herz würde mir brechen vor Heimweh, wenn ich daran zurückdächte, und ich müßte eben jeden Tag daran denken.“

Sie brachen in keine Freudenschreie aus. Sie waren beinahe erstarrt. Sie redeten ihr zu. Der Stiefbruder brummte, so dürfe man anständigerweise mit einem Manne, dem man schon so große Hoffnungen gemacht habe, nicht umspringen.

Cécile jedoch entkräftete alle Einwände und als sie sahen, daß sie wirklich hoffen durften, da brach der Mann in der Ecke in Schluchzen aus und bedeckte sein Antlitz mit dem Buch.

Cécile, mit Tränen in den Augen, schwankte, wohin sie sich zuerst wenden sollte. Dann aber, zur Türe eilend, rief sie: „Ich will es ihm sofort sagen; in drei Viertelstunden fährt nämlich ein Zug!“

Die Solo-Geige.

(Frik Hirt zugeeignet.)

Kleine Geige, schlank und kühn,
Eben noch im Rang der Schwestern,
Die nun, in Erwartung Schweigend,
Hörchen wie das ganze Haus:
Leicht erhebst du deine Stimme,
Ruhvoll eben
Schwebt sie, und im Schweben
Geht von ihr ein heimlich Leuchten aus.

Kleine Geige, schlank und kühn,
Höher, höher im Crescendo
Feurig-wilder fliehn die Töne,
Streifen an die milden Sterne,
Daß ihr himmlisch Nachtgeläut
Leise die Begleitung singt
Und im Widerhall verklingt
In der Ferne.

Kleine Geige, schlank und kühn,
Hüpfen Wasser über Dämme,
Spiegelnd ein verträumtes Land,
Wo die Sammet Hügel blauen
Und vergeß'ne Blumen blühen?
Herzensheimat, süß' Verlangen;
Tränen feuchten mir die Wangen —
Kleine Geige, schlank und kühn. S. Thuro.